

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Ursula Isbel**  
**Die Magie des Elbensteins**  
Jugendroman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# 1

Die Kugel traf ihn an der Stirn, genau zwischen den Augenbrauen.

Er vergaß, dass er Rambo der Schreckliche war, vor dem die ganze Mittelstufe des Gymnasiums zitterte, und schrie auf. Diese braunen Tonkugeln, so klein und harmlos sie auch aussahen, konnten verdammt wehtun, wenn sie einen mit voller Wucht trafen. Ich wusste das aus Erfahrung.

Ich wusste auch, wer sie geschleudert hatte. Oder besser gesagt, ich ahnte es. Beweise gab es natürlich nicht. Kendra stand auf der anderen Seite des Schulhofs. Es wäre unmöglich für sie gewesen, die Kugel quer über den ganzen Hof zu schleudern, noch dazu um zwei Ecken.

Ich warf ihr einen verstohlenen Blick zu. Sie wirkte ganz gelassen, wickelte eine ihrer kurzen roten Haarsträhnen um den Zeigefinger und machte ein gelangweiltes Gesicht.

»Wer war das?«, brüllte Rambo, der eigentlich Kevin Böckelmann hieß.

Klar, dass sich keiner meldete. Rambo rieb sich die Stirn. Die Tonkugel hatte einen feuerroten Fleck hinterlassen. Jetzt rollte sie über das Pflaster und verschwand zwischen einer Ansammlung von großen Füßen in Sneakers. Rambo bekam seinen stieren Blick. Er musste den Angreifer finden und bestrafen, es ging um seine Ehre, das war klar.

»Hat einer gesehen, wer geschossen hat?«

Schweigen. Jeder verdächtigte Kendra, doch keiner sagte ein Wort. Sie hatten alle Angst vor ihr, mehr noch als vor Kevin, obwohl sie klein und dünn war und nie zuschlug.

Ich hätte schwören können, dass sie nicht einmal den Arm gehoben hatte. Sie hatte andere Möglichkeiten, Gegenstände von einem Ort zum anderen zu bewegen. Keiner wusste das besser als ich.

Sie war schließlich meine Schwester.



Meine Schwester ist eine Hexe.

Natürlich hätte das keiner laut ausgesprochen. In der Schule nannte man sie heimlich »Hexken«, doch niemand hätte es gewagt, sie so anzureden. Unsere Eltern taten, als wäre alles total harmlos.

»Kendra hat bestimmte Fähigkeiten«, sagte Paps immer. »Fähigkeiten« war das Wort, das er für alles benutzte, was an Kendra anders und verrückt und unheimlich war.

»Es wird sich auswachsen!«, versicherte Mama. »Wenn sie erst die Pubertät hinter sich hat, wird nichts davon zurückbleiben.«

Ich weiß nicht, wie lange die Zeit der Pubertät dauert. Kendra war fünfzehneinhalb und eigentlich wurde es immer schlimmer mit ihr und ihren »Fähigkeiten«. Im Grund mag ich sie gern, aber es ist anstrengend, eine Schwester zu haben, die eine Hexe ist. Es ist auch nicht immer ungefährlich. Und wer denkt, es würde Spaß machen, hat sich getäuscht!

Eigentlich ist es ein Wunder, dass ich noch lebe. Als ich ganz klein war und im Kinderwagen lag, rollte der Buggy eines Tages ganz von allein einen Abhang hinunter. Zum Glück kam ein alter Herr mit einem Spazierstock angerannt und stoppte den Buggy mitsamt meiner Person, indem er den Griff seines Spazierstocks in die Lenkstange einhakte.

Mama hat immer geschworen, dass Kendra, die damals gerade zweieinhalb Jahre alt war, den Buggy nicht angefasst hatte, nicht einmal in seine Nähe gekommen war.

Sie hätte auch den schweren, dicken Steinbrocken nicht anheben können, der ungefähr ein Jahr später vom Himmel fiel. Er landete im Sandkasten, wo ich gerade friedlich mit einer Schaufel Löcher buddelte. Der Stein verfehlte mich nur um Haaresbreite.

Zweimal ertrank ich beinahe, einmal in einem Tümpel und einmal in einem Bach. An meinem dritten Geburtstag fiel ich aus einem Fenster im oberen Stockwerk und hatte das Glück, dass mein Vater gerade vor dem Haus stand und mich auffing.

Ich denke auch nicht besonders gern an den Bienen-schwarm zurück, der mich im gleichen Sommer verfolgte und für Tage ein abartig geschwollenes kleines Monster aus mir machte. Solche Beinahe-Katastrophen begleiteten meine Kindheit, bis Kendra endlich nicht mehr auf ihre jüngere Schwester eifersüchtig war.

Inzwischen vertrugen wir uns gut, aber ich musste ständig aufpassen, sie nicht zu reizen. Wenn sie wütend war, konnte sie unberechenbar sein. Auch an Tagen, an denen sie besonders witzig sein wollte, ging ich ihr lieber aus dem Weg.

Der Tag, an dem das mit Kevin passierte, war ein Freitag Mitte Juni. Daran erinnere ich mich, denn an diesem Abend kam unser Vater nach Hause und verkündete, er hätte einen Turm gekauft.

Einen Turm! Wir starrten ihn an. «Du nimmst uns auf den Arm!«, sagte Mama mit schwacher Stimme.

Nein, das tat er nicht, ich sah es an seinen Augen. Er strahlte wie ein kleiner Junge, der seinen ersten Fisch gefangen hat.

Sofort erhob sich ein großes Palaver. Mama schimpfte und beklagte sich darüber, dass Paps ständig »Alleingänge« machte, also Entscheidungen traf, ohne vorher mit ihr zu reden.

»Du kannst doch nicht einfach ein Anwesen kaufen, ohne mich zu fragen! Und Kendra und Kristin! Wir sind doch auch noch da, wir sind deine Familie! Du benimmst dich, als wärst du ein Single ohne jeden Anhang ...«

Paps verteidigte sich. Er sagte, er hätte sofort zugreifen müssen, weil schon ein anderer Käufer »dicht an dem Objekt drangewesen« sei. »Es ist ein absolutes Schnäppchen, verstehst du? Und wenn ich dir davon erzählt hätte, hättest du dich garantiert mit Händen und Füßen dagegen gesträubt. Du willst ja nicht aufs Land und magst keine alten Gemäuer.«

»Und obwohl du das genau weißt, hast du diesen Turm gekauft, hinter meinem Rücken, über meinen Kopf hinweg!«

Unser Vater schwieg eine Weile. Dann sagte er leise: »Ich hab mir einen alten Traum erfüllt, Inger, mit dem Geld, das Onkel Alfred mir hinterlassen hat. Kannst du mir das nicht gönnen?«

Jetzt liefen Mama die Tränen über die Wangen. »Was erwartest du von uns? Dass wir künftig dort wohnen, in einem vermoderten alten Turm irgendwo in der Pampa, nur weil das dein Lebenstraum ist?«

Er versuchte sie in den Arm zu nehmen, aber sie stieß ihn weg.

»Unsinn, natürlich nicht! Es soll nur fürs Wochenende sein und für die Ferien. Sieh ihn dir doch erst mal an!

Es ist total romantisch. Ein Turm wie im Märchen von Rapunzel.«

Mama schiefte. »Rapunzel! Wie alt bist du eigentlich? Wir hätten das Geld dringend fürs Haus gebraucht. Du weißt, wie sehr ich mir schon immer einen Wintergarten wünsche. Aber das zählt ja nicht. Und das Dach müsste repariert werden!«

Ich sah Kendra an. Sie saß am Tisch und hatte das Kinn auf die Hände gestützt. Ihre graugrünen Augen funkelten. Die Vorstellung, in einem Turm zu wohnen, gefiel ihr. Sie hatte eine Vorliebe für Spukhäuser und gruselige alte Gemäuer. Ich selbst mochte es lieber ruhig und gemütlich, aber mich fragte natürlich keiner.

»Wie alt ist er?«

Unsere Eltern unterbrachen ihr Wortgefecht. »Der Schwarze Turm ist mindestens fünfhundert Jahre alt«, erwiderte Paps eifrig. »Er ist der Überrest einer mittelalterlichen Burg. Der örtliche Denkmalpfleger ...«

Ich unterbrach ihn. »Und wo steht er?«, fragte ich, ehe er sich in einen seiner langweiligen geschichtlichen Vorträge flüchten konnte.

»Auf einem Hügel. Drumherum ist Wald, der sogenannte Mispelwald. Mit dem Auto fährt man von hier ungefähr zwei Stunden. Es ist also nicht allzu weit entfernt.«

»Mitten im Wald!« Mama begann vor Aufregung in ihrer Muttersprache Schwedisch zu reden. »Herregud! Det kan väl inte vara sant... Gibt es Nachbarn? Wie weit ist es bis zur nächsten Ortschaft?«

Paps zögerte. »Nachbarn ... hm ... Na ja; es gibt welche. Sie wohnen ungefähr zwei oder drei Kilometer ent-

fernt, höchstens vier. Und dann ist da ein kleines Dorf mit ein paar Bauernhöfen ... sehr hübsch und malerisch.«

»Wie weit fährt man bis zu einem vernünftigen Ort mit Läden und Restaurants?« Mamas Stimme klang jetzt laut und drohend.

»Also ... knapp elf Kilometer, schätze ich mal.«

Mama stampfte zur Wohnzimmertür. Die Hand auf der Klinke, drehte sie sich um und sagte: »Jag sätter aldrig min fot i din förbaskade torn!« Dann ging sie türenknallend hinaus. Paps ließ sich in einen Sessel fallen.

»Was hat sie gesagt?«, fragte ich, obwohl ich es mir ungefähr denken konnte.

»Dass sie nie einen Fuß in meinen verdammten Turm setzen wird«, übersetzte er und stöhnte. »Ich hab's gewusst!« Und er raufte sich die Haare, bis sie wie bei einem Punk in die Höhe standen.

Kendra hatte bis jetzt zu allem geschwiegen. Plötzlich fing sie zu kichern an. Das Kichern kam allerdings nicht aus ihrem Mund oder ihrer Kehle, sondern von einer Stelle zwischen ihren Füßen. Dann war es irgendwo hinter ihrem Rücken oder über ihrem Kopf und dicht beim linken Ohr, als würde ein unsichtbarer Schlumpf kichernd um sie herum fliegen.

Paps merkte es nicht, so vertieft war er in seine trübsinnigen Gedanken. Ich zischte: »Hör auf damit!«, doch sie beachtete mich nicht. Sie stand auf, setzte sich zu unserem Vater auf die Sessellehne und tätschelte seinen Kopf, als wäre er ein großer, gutmütiger Bernhardiner.

»Das hast du prima gemacht!«, sagte sie. »Ich bin echt stolz auf dich.«



Wir fahren unter einem grauen, düsteren Himmel, aus dem ab und zu Regenschauer über die Felder zogen, hin und her getrieben vom Wind. Die Täler waren voller Dunstschleier. Ich dachte, wie gut es war, dass Mama sich geweigert hatte, mitzukommen. Sie hätte bestimmt die ganze Zeit darüber gejammert und geschimpft, in welcher scheußlichen Pampa uns Paps entführte.

Es war ein Julitag, der besser in den November gepasst hätte. Unser Vater versicherte mehrmals, wie schön die Gegend sei. »Bei gutem Wetter ist das hier ein Paradies! Wunderbare Luft, alte Eichen, seltene Vögel, jede Menge Pilze. Es gibt sogar noch Hirschkäfer ...«

Kendra spähte aus dem Fenster.

»Was ist eigentlich aus der Burg geworden?«, fragte sie.

Paps überlegte. »Manche behaupten, Burg Elbenstein wäre von feindlichen Truppen niedergebrannt worden. Offenbar weiß es keiner mehr so genau. Aber Steinbrocken können nicht verbrennen. Vermutlich haben sich die Bauern der Umgebung im Laufe der Jahrhunderte die Steine geholt und ihre Häuser und Ställe damit gebaut.«

»Aber den Turm haben sie stehen lassen?«

»Er war wohl unversehrt. Man hätte ihn nicht so leicht abtragen können, nehme ich an.«

Kendra schüttelte den Kopf, als wüsste sie es besser, schwieg aber für den Rest der Fahrt. Wir kamen zu einer Straße, die von Eichen gesäumt war. Die alten Bäume verrieten, dass hier einst die Zufahrt zu einem Herrensitz

gewesen sein musste. Jetzt war der Weg holprig, voller Schlaglöcher und Gestrüpp.

»Der alte Herr von Elbenstein, der zuletzt im Turm gewohnt hat, konnte sich um nichts mehr kümmern«, erklärte Paps und wich einem Baumstamm aus, der einen Teil der Straße blockierte. »Er war krank und wohl auch verarmt. Der Turm war alles, was er noch besaß.«

Er stand auf einem Hügel. Mein erster Gedanke war, dass sein Name nicht passte, denn er war nicht schwarz. Er war sehr hoch und aus dicken, unregelmäßig behauenen grauen Natursteinen gebaut. Obenauf saß ein kegelförmiges Schindeldach. Es war grün bemoost, und das Wasser tropfte wie lauter Kristallschnüre rundherum in die Tiefe, denn es gab keine Regenrinne.

Erst später sollte ich begreifen, dass nicht die Farbe der Steine für den Namen des Turms verantwortlich war. Kendra wusste das sicher lange vor mir, vielleicht sogar schon in diesen Minuten, als wir am Fuß des Hügel parkten, aus dem Wagen stiegen und im Gänsemarsch durchs Gras den Hang hinaufwanderten.

»Was sagt ihr?« Paps' Stimme zitterte vor Glück und Erregung.

»Sehr hübsch«, erwiderte ich höflich.

»Fantastisch!«, sagte Kendra, und sie meinte es auch so, das sah ich ihr an, als ich mich nach ihr umdrehte.

Bis auf den Turm war von der ehemaligen Burganlage wirklich nichts mehr zu sehen. Doch es gab grasbewachsene Mulden und Buckel, Erdspalten und seltsam geformte Bodenerhebungen, unter denen sich wohl

Mauerreste und Fundamente ehemaliger Gebäude verbargen.

Eine rundbogige, eisenbeschlagene Tür führte in den Turm. Kendra deutete auf ein Zeichen, das ins Holz geritzt war. Halblaut sagte sie: »Drudenfuß.«

Das Zeichen hatte die Form eines fünfzackigen Sterns. Paps warf ihr einen überraschten Blick zu. »Ach, tatsächlich? Ich hab mich schon gefragt, was es wohl zu bedeuten hat. Die Leute haben ihre Hauseingänge früher oft mit allerhand magischen Zeichen verziert, wahrscheinlich zur Abwehr von bösen Geistern.«

»Und Hexen«, sagte Kendra. »Aber es wirkt nicht, wenn man weiß, wie man sich verhalten muss. Man denkt an etwas Bestimmtes, und man darf die Türschwelle nicht mit dem rechten Fuß betreten, dann funktioniert der Abwehrzauber nicht.«

Unser Vater tat, als hätte er nichts gehört.

»Woran muss man denken?«, fragte ich, obwohl ich ahnte, dass sie es mir nicht sagen würde. Sie gab keine Antwort. Paps schloss die Tür mit einem riesigen Schlüssel auf.

Ich beobachtete Kendra. Natürlich sah ich nicht, was sie dachte, aber sie trat mit dem linken Fuß auf die Türschwelle, hob den rechten hoch und stellte ihn auf einer der Steinplatten ab, mit denen der kreisrunde Eingangsraum gepflastert war.

Dämmerlicht empfing uns, denn es gab nur ein Fenster und einen schmalen Fensterschlitz. Ich sah eine mächtige geschnitzte Truhe, auf der ein Leuchter aus Silber stand, einen mannshohen Spiegel und daneben die ersten fünf

Stufen einer Wendeltreppe. Sie drehte sich wie eine große Spirale um eine Stützmauer in der Mitte des Raumes.

Paps drückte auf den Lichtschalter. Von der Decke baumelte ein Kabel mit einer nackten Glühbirne. Sie flackerte kurz auf und verlöschte dann gleich wieder.

Er nahm sein Feuerzeug, zündete die weißen Kerzen im Leuchter an und ging damit zur Treppe. Wir folgten ihm; und weil Kendra vor mir ging, bemerkte ich, dass sie mit einem komischen, tänzerischen Hopsen über die erste Steinstufe hinwegsetzte.

Ich musterte die Stufe mit scharfem Blick. Sie sah genauso aus wie die anderen auch, grau und in der Mitte durchgetreten. Als ich besonders fest darauftrat, passierte nichts; ich fiel weder tot um noch tat sich der Boden unter mir auf.

Im Turm gab es fünf Stockwerke. In jedem Stockwerk waren ein Raum und ein Teil der Wendeltreppe, die mitten durch die Zimmer führte. So konnte man von einem Raum in den anderen sehen, von unten nach oben und von oben nach unten.

In der ersten Etage befand sich eine hässliche Einbauküche aus grünem Kunstholz mit Ausblick auf den Mispelwald, dazu ein kleines Badezimmer mit Dusche und WC.

»Ich dachte, in Burgen wären Plumpsklos«, sagte ich beim Anblick der Toilette, die ganz modern und sauber aussah.

»Nein.« Kendra wusste es besser. »Früher haben sie durch ein Loch im Boden in die Tiefe gekackt, und unten war eine Grube, in die alles reinfiel.«

Im zweiten Stockwerk befand sich das Wohnzimmer